

(Nachdruck verboten.)

97

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Mein Gott!“

„Was Sie dem Gedächtniß Ihres ersten Gatten, was Sie sich selbst schuldig sind, verpflichtet Sie keiner anderen Erwägung zu gehorchen, wie schmerzlich auch Ihre Lage sei...“

„Aber was wollen Sie?“

„Die Wahrheit, das heißt alles, was Sie wissen.“

Was er bis jetzt gesagt hatte, war nur eine lange Vorbereitung; was er haben wollte, was er zu holen gekommen, war eine Beichte, — allerdings eine der Sorge um die persönliche Verteidigung angepaßte Beichte, die aber darum um so viel mehr La Vaupalière belasten würde. Welcher Triumph für ihn, wenn er „den Herren vom Parkett“ das Geständnis des einen der beiden Mitschuldigen überbrächte!

Aber er setzte weniger Widerstandskraft voraus, als sie wirklich zeigte.

„Was wollen Sie, daß ich Ihnen sage?“ rief sie händelringend, „ich weiß von nichts; Sie erst haben mir das Entsetzliche meiner Lage offenbart.“

„Wenn Sie nichts gewußt hätten, so würden Sie sich nicht von dem zweiten Gatten, den Sie aus Liebe heirateten, abgefordert haben. Bedenken Sie, daß diese Trennung Ihre Rettung sein kann... wenn Sie sie zu einer vollständigen machen!“

Sie zögerte. Er glaubte schon, jetzt habe er gesiegt. Aber sie fühlte sich nicht genug Herrin ihrer Gedanken und Worte, um etwas preiszugeben: sie mußte erst überlegen, sich vorbereiten; ein fallen gelassenes Wort konnte sie verderben!

Er drang in sie. Aber gerade weil er sich wiederholen mußte, machte er weniger Eindruck auf sie: sie wisse nichts, wiederholte auch sie, und übrigens sei sie in ihrem verwirrtten Zustand unfähig, ihre Ideen zu sammeln, ihre Erinnerungen zurückzurufen; sie habe nötig, allein zu sein, sich zu besinnen, mit sich zu Räte zu gehen, sie bat ihn daher, am nächsten Tage oder wenn er das zu lange fände, im Laufe des Abends wiederzukommen.

Aber er bewilligte ihr diesen Aufschub nicht.

„Auf der Stelle fahre ich nach Rouen, um meine Anzeige auf der Staatsanwaltschaft zu erstatten, und werde nur in Begleitung der Gerichtsbeamten zurückkommen. Ihnen werden Sie dann Ihre Erklärungen abgeben.“

„Sie werden das nicht thun!“

Trotz ihres Flehens zeigte er sich unbeweglich.

„Ein Aufschub würde ein schwerer Fehler sein, für den ich die Verantwortlichkeit nicht übernehmen kann. Allerdings ist nicht zu befürchten, daß Sie Herrn La Vaupalière benachrichtigen, denn das Aufgeben einer Depesche würde Sie bloßstellen; übrigens wissen Sie gar nicht, wo er sich befindet, denn anstatt nach Paris, wie er gesagt hatte, ist er nach Dieppe abgereist, wie ich auf dem Bahnhofe erfahren habe. Andererseits ist ebensowenig zu befürchten, daß Sie sich dem Verhör durch die Flucht entziehen würden, denn dieses wäre ein Geständnis der Mitschuld. Wenn Sie mir aber die Mitwirkung nicht gewähren, die ich von Ihnen fordere, so kann ich die Fahrt nach Rouen nicht aufschieben.“

„Aber ich kann Ihnen jetzt nichts sagen, denn ich finde nichts in diesem Augenblick; Sie sehen, daß ich den Kopf verloren habe!“

Sie fuhr in diesem Tone fort, aber vergeblich; endlich des Streites überdrüssig, erhob er sich, trotz der Anstrengungen, die sie machte, ihn zurückzuhalten:

„Ich bin überzeugt, daß Ihnen, wenn ich mit dem Herrn Untersuchungsrichter zurückkomme, inzwischen die Ueberlegung gezeigt haben wird, daß die Lage... Ihre Lage von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet werden muß.“

Mit diesen Worten verließ er sie. Allerdings hatte er nicht erlangt, was er wollte, nämlich ein Geständnis, das er so gerne mit Stolz den „Herren vom Parkett“ vorgelegt hätte. Aber er hatte doch immer das Terrain vorbereitet. Sie mußte nun La Vaupalière belasten und dieser mußte sie später ebenfalls belasten, und aus diesem Zusammenstoß würde Licht

über die Sache fallen — und das war es ja im Grunde, was er wollte! Zwar kam er dabei vielleicht um das rote Bändchen, das er bereits einen Moment vor sich erblickt hatte; aber er hatte sich längst darein ergeben, mit dem weichenblauen Bändchen, der „Halbtrauer großer Hoffnungen“, wie er mit melancholischem Näckeln sagte, sein ganzes Leben vorlieb zu nehmen.

XIX.

Welche Ueberraschung, welche Aufregung herrschte in Rouen, als sich das Gerücht verbreitete, daß der Notar von Diffel und seine Frau des Giftmordes beschuldigt, verhaftet worden seien.

Zuerst hatten die Zeitungen der Stadt diese außerordentliche Nachricht sehr verhüllt gebracht, hatten sie mit so viel Reserve, so viel Vorsicht angekündigt, daß es ebenso unmöglich war den Rebus, den sie ihren Lesern aufgaben, zu entziffern, als das „ernste Gerücht“, von dem sie sprachen, ins Deutliche zu übersehen.

Man hatte hin- und hergeraten, Hypothesen aufgestellt, gewettet, aber mit Ausnahme derjenigen, die mit Leuten vom Gericht in Verbindung standen, hatte niemand entdeckt, wer der schuldige Gerichtsbeamte und seine mitschuldige Frau waren, und erst als eine weniger berühmte Pariser Zeitung voll und ganz die Namen brachte, stürzte sich die öffentliche Neugierde gierig auf dieses „Verbrechen aus Liebe“.

Ein Notar, denken Sie doch! Und gar der hübsche Herr La Vaupalière, der nur Freunde unter den Persönlichkeiten des Gerichts hatte! Es war wirklich unglaublich, es war um verrückt zu werden! Aber was jene Leute nicht unglaublich fanden, war, daß der Bürgermeister von Diffel diesem bereits in der Vergessenheit begraben geglaubten Verbrechen so lange und so ausdauernd nachgeforscht hatte. Was für ein erstaunlicher Poltziß, dieser Apotheker!

Diejenigen, die mit den Beamten der Staatsanwaltschaft verkehrten, wußten sogar zu erzählen, daß seine Anzeige des Verbrechens zuerst auf Unglauben und Einwände gestoßen war, so daß er nur mit vieler Mühe, durch Darlegung zahlreicher Thatsachen die Verhaftung der Schuldigen und die Einleitung des Prozesses durchzusetzen vermocht hatte.

Als dies bekannt wurde, stürzte sich ein ganzer Schwarm von Reportern der Pariser Blätter über das Städtchen Diffel her.

Die Sache ereignete sich gerade zu einer Zeit, wo die Zeitungen leer sind: die Session der Generalräte war zu Ende, die der Kammern hatte noch nicht begonnen; die Hauptredacteurs erholten sich auf der Jagd oder in den Seebädern, und die Aushilfskräfte quälten sich ab, um durch allerlei neue und alte „Fragen“ ihre Spalten zu füllen.

Inmitten dieser Hungersnot an Stoff kam das Verbrechen von Diffel für die großen und kleinen Zeitungen, sowie für die illustrierten Blätter wie ein vom Himmel gefallenes Mannah.

Natürlich war der zuerst angekommene Reporter sofort, nachdem er den Zug verlassen hatte, in die Apotheke gestürzt:

„Herr Turlure?“

„Was steht zu Ihren Diensten?“ antwortete Turlure, seine Mühe halb lüffend.

Der Journalist reichte seine Karte hin; nunmehr nahm Turlure seine Mühe ganz ab und sagte mit der lebenswürdigsten Miene:

„Sehr durch Ihren Besuch geehrt, aber zunächst erlauben Sie mir eine Frage: wünschen Sie mich als Apotheker oder als Beamten der Gemeinde zu interviewen?“

„Als beides, wenn Sie die Güte haben wollen.“

„Ich will alles thun, was Ihnen angenehm sein kann, nur muß ich Ihnen vorläufig bemerken, daß ich als Apotheker nichts weiß und als Beamter nichts sagen darf.“

„Ich sehe, daß Sie die Journalisten nicht lieben.“

„Verzeihen Sie, ganz im Gegenteil.“

„Also schätzen Sie die Bedeutung der Presse gering?“

„Glauben Sie das doch nicht; ich verehere sie. Ich bin Republikaner, mein Herr, und als solcher hege ich den Kultus der unverjährbaren Freiheiten, die uns durch die unsterblichen Principien von 1789 übertragen worden sind.“

„Indessen...“

„Was denken Sie vom Berufsgeheimnis, mein Herr?“

Würden Sie etwa auch den Herrn Untersuchungsrichter interviewen?"

"Ich glaube wohl, und das wäre nicht das erste Mal."

"Das sind Pariser Gebräuche, die Gott sei Dank die Provinz noch nicht angesteckt haben, die Leidenschaft der Berichterstattung hat uns noch nicht verdorben."

"Sie sind aber doch nicht Untersuchungsrichter, Herr Bürgermeister?"

"Wenigstens bin ich im gegebenen Falle ein Mitarbeiter der Justiz, ihr sehr bescheidener Mitarbeiter, bin aber in dieser Eigenschaft an eine Reserve gebunden, von der mich nichts abbringen wird."

"Auch nicht der Gedanke, daß Sie sich Ihren Kollegen, den sechsunddreißigtausend Bürgermeistern Frankreichs, als Beispiel geben müssen, indem Sie ihnen zeigen, wie Sie jene geheimnisvolle Sache geleitet haben..."

Turlure verneigte sich.

"... Durch diese Lektion werden Ihre Kollegen lernen, was ein intelligenter, mutiger, eifriger, geschickter, scharfblickender Mann vermag, der das Interesse der Gesellschaft über seine persönliche Ruhe stellt."

Bei jedem dieser lobenden Eigenschaftswörter beugte sich Turlure mit einem befriedigenden Lächeln.

"Ich habe nur meine Pflicht gethan," sagte er bescheiden.

"Aber selbst dann ist es nützlich, zu erfahren, auf welche Weise — schon des Beispiels wegen."

"Das wird schon bekannt werden."

"Nicht so wie es geschehen muß; denn indem man sich in den Einzelheiten des Prozesses verwirrt, wird Ihre Rolle an Wichtigkeit verlieren."

"Das Siegel des Schweigens schließt meine Lippen."

"Kann ich nicht wenigstens unserem Publikum bekannt machen, was für ein Mann der Bürgermeister von Düssel ist, auf den jetzt die Augen der ganzen Welt gerichtet sind?"

"Sagen Sie, wenn Sie wollen, daß er ein bescheidener Gelehrter ist, der nicht in den Vordergrund gestellt zu werden wünscht; das Bedürfnis, von sich reden zu machen, ist eine der unheilvollsten Verfehrtheiten unserer Zeit: quia etiam bene proficientes animos tentare non cessat."

"Ich sehe auf jeden Fall, daß dieser bescheidene Gelehrter ein ausgezeichnete Lateiner ist."

"Ausgezeichnet, nein; aber immerhin ein Lateiner, das gebe ich zu. Darum werden wir, wenn Sie erlauben, unsere Unterhaltung mit einer anderen Regel und zwar mit einer von Livius beendend, die Ihnen zeigen wird, daß ich außer dem Amtsgeheimnisse noch andere Gründe habe, zu schweigen: „Nil tam inestimabile est quam animi multitudinis.“"

"Damit wollen Sie doch wohl sagen, daß nichts verächtlicher ist, als die Meinung der Menge?"

"So ziemlich."

"Nun, mein Herr Bürgermeister, darin haben Sie unrecht; denn die Menge ist heute die ganze Welt, die Intelligenten so gut wie die Dummköpfe; und durch Ihr Stillschweigen werden meine Kollegen und ich genötigt, Geschichten für den Bedarf der Dummen zu erdichten, da Sie den intelligenteren Leuten die Wahrheit verweigern."

"Sie werden das doch nicht thun!"

"Und mit was soll ich sonst meine Korrespondenzen ausfüllen, wenn Sie mir nicht den Stoff dazu liefern? Das Publikum, das über den Bürgermeister von Düssel Auskunft erwartet, wird uns keinen Kredit geben; man muß es befriedigen, koste es was es wolle, und darum werden wir von Ihrer Umgebung, Ihren Vieseranten, Ihrem Fleischer, Bäcker, Ihren Freunden, Segnern, wenn Sie welche haben, erhalten, was Sie uns nicht sagen wollen."

"Erfundigen Sie sich wo Sie wollen, mein Herr, ich fürchte Ihre Nachforschungen nicht."

Diejenigen aus der Umgebung von Turlure, die Auskunft geben konnten, waren seine Gehilfen und besonders einer von ihnen, den man wegen seiner großen Brille aus verrostetem Stahl in ganz Düssel „die Brillensprihe“ nannte, und von dem man alles erfuhr, was man wollte, wenn man ihm etwas zum Trinken bezahlte. Das war allgemein bekannt und man hatte ihn daher in alle Wirtshäuser der Umgebung gelockt, und so oft er in die Apotheke zurückkam, füllte er sie mit einem Rum-, Kirchwasser- und Absyntgeruch an, wegen dessen er vor die Thüre gesetzt worden wäre, wenn sich Turlure hätte entschließen können, den Alten, der seit fünfzehn Jahren in seinem Dienst war und keine anderen Fehler als die Leidenschaft für starke Schnäpfe hatte, zu verabschieden.

Die Journalisten waren ferner genötigt, für ihre Berichte Mitteilungen bei den Angestellten des Notariats zu suchen, die mehr oder weniger von der Sache wußten und der Affaire ein romanhaftes Interesse geben konnten. Die meisten zeigten sich zurückhaltend, nur Mederic zeigte sich unaufgefordert gefällig und lieferte mit großem Wortschwall eine Erzählung, aus der sich die Unschuld Hortensens klar wie der Tag ergab. Nachdem er zuerst bei der Nachricht über die Verhaftung der Frau, die er so innig liebte, ganz vernichtet, wahnjinnig vor Schmerz, wütend über die Nichtswürdigkeit Turlures gewesen war, hatte er schnell begriffen, welche Wichtigkeit eine günstige Presse und besonders ein günstiges Publikum für sie hatte, und trotz der Verzweiflung seiner Mutter, trotz der Erbitterung seiner Onkel, die ihn für einige Monate auf Reisen außerhalb Frankreichs schicken wollten, hatte er sich öffentlich zum Verteidiger dieses, wie er sagte, „Opfers der menschlichen Dummheit und vielleicht noch mehr des Schicksals“ aufgeworfen.

"Sie ist unschuldig! Sie ist unschuldig! Sie im Verdacht haben ist eine Sinnlosigkeit, sie verhaften eine Ungehuerlichkeit!" rief er beständig.

Auch hatte er Einzelheiten gesammelt und gruppiert, deren Gesamtheit notwendig die öffentliche Meinung zu Gunsten der Frau, die ein Opfer zu sein schien, und zu Ungunsten jenes Mannes stimmen mußte, der zuerst Courteuse vergiftet hatte, von dessen Witwe zu heiraten, und dann auch diese zu vergiften suchte, um seine Maitresse, die ein großes Vermögen durch das Laster gewonnen hatte, ehelichen zu können. Genügte nicht schon diese einzige Insinuation, um ihn als den nichtswürdigsten aller Männer hinzustellen?

Den illustrierten Blättern hatte Mederic die Photographie Hortensens übermittelt und er hatte eigens die Reise nach Paris gemacht, um andere solcher Bilder in den Depeschensälen der Zeitungen aushängen zu lassen.

Wer würde sich, wenn er sie betrachtete, nicht sagen, daß dies nicht der Kopf einer Verbrecherin sei?

XX.

Das war ein wichtiger Punkt, die öffentliche Meinung so vorbereitet zu haben, denn im Grunde ist der Wahrspruch der Geschworenen nur der Ausdruck jener Meinung; aber damit war noch nicht alles geschehen: jetzt mußte er auch einen Verteidiger finden, der der Aufgabe, die man ihm anvertrauen wollte, gewachsen war.

Wer sollte aber dieser Verteidiger sein, in dessen Hände er das Leben und die Ehre der Frau, die er liebte, legen würde?

In seiner Verlegenheit und Bestürzung fragte er seinen Rechtsprofessor um Rat. Dieser sagte:

"Wie man im Justizpalaste erzählt hat, wird Saint-Hélier La Vaupalière verteidigen; beide waren früher befreundet und Saint-Hélier konnte es ihm nicht verweigern. Nach seinem Charakter kann man die Verteidigung voraussehen: ehrlich, rechtschaffen, gewissenhaft; aber nichts als das; eine Verteidigung der Provinz für die Geschworenen der Provinz. Das paßt nicht für die Frau, die muß, wie mir scheint, von einem feurigen, sympathischen Advokaten, für den alle Mittel gut sein werden, auf glänzende Weise verteidigt werden. Von den Pariser Advokaten scheint mir Droche diese Bedingungen am besten zu erfüllen. Er besitzt viel Talent und hat sich in den letzten Jahren durch zwei oder drei Erfolge Ansehen erobert, und er ist nicht der Mann, um durch Gewissensbedenken in Verlegenheit zu geraten, die einen anderen drücken könnten. Besonders aber ist er persona grata, wie man in der diplomatischen Sprache sagt. Diesem Advokaten würde ich Madame La Vaupalière geben. Jetzt ein letzter Rat: da ich Sie nicht verhindern kann, sich in jene Sache zu mischen, so spielen Sie wenigstens darin keine öffentliche Rolle, und schicken Sie, anstatt Droche selbst aufzusuchen, einen Verwandten von Frau La Vaupalière zu ihm; sie wird wohl welche haben, die sich nicht weigern werden, sich um sie zu bekümmern."

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

"Pfungsten, das liebeliche Fest", war kalendermäßig in den Zeitungen gekommen, die Leser, die bei dem Regenwetter nichts Besseres wußten, als ihr Blatt zu lesen, erbauten sich friedlich und stillvergügt an den Feiertagsbetrachtungen und Wünschen, die selbst in den fortschrittlichsten Zeitungen fromme bleiben, anspruchsvollere Naturen tranken einiges für oder ohne irgend einen patriotischen

Zweck, kurz, alles nahm in diesen Tagen die Welt wie sie sein sollte, ohne Sorgen und Mühen — nur ein Stand fand keine Ruhe: unsere löbliche Polizei. Ein „Richtsünder“ hatte ihr die Meldung übermitteln, die Bediensteten der Straßenbahn wollten am Pfingstsonntag in den Streik treten; um dieses Unglück zu verhindern, mußte Polizeimeinung in den frühesten Morgenstunden ausrücken und die Depots besetzen. Es war aber nichts mit der Rettung von Staat und Gesellschaft, die Polizei war herein gefallen, und, o Schmerz, nicht einem „verbrecherischen Spatzvogel“, sondern einem eifrigen Beamten selbst. Uebrigens klang die Meldung ganz plausibel: unsere Polizeiverwaltung findet es offenbar nur zu begreiflich, wenn die Pferdebahnbediensteten des öffentlichen Interesses einmal satt werden und den Versuch machen, in ihrem eigenen Interesse an den materiellen Gütern des Lebens satt zu werden. Aber die Polizei sollte doch nicht den Teufel an die Wand malen; das Schreckgespenst — alles scheint sich verschworen zu haben, das edle Bild unseres verehrten Herrn Vicepräsidenten des Reichstages hervorzuzaubern. Verzeihung, Herr von Frege, wenn wir den unparlamentarischen Ausdruck gebrauchen; Sie haben uns in Ihren letzten Ergüssen, auch kalte Wasserstrahlen genannt, solche eine Menge offenbar parlamentarischer Ausdrücke zur Verfügung gestellt, daß wir ruhig auf reichstagsobrigkeitlicherseits verpönte Worte verzichten können. Zur Beruhigung unserer Leser beilehen wir uns zu erklären, daß wir trotz des erhabenen Vorbildes auf Grammatik und Stilistik nicht verzichten wollen. Freilich, Herr von Frege hat es bequemer als ein armer Journalist. In einigen kühnen Redewendungen hat er den Weg zum Präsidentensitz gefunden — Herr von Lindöwström wurde als geistiger Führer seiner Partei leider etwas zu spät entdeckt — und kann sich jetzt auch als Schriftsteller angenehm bemerkbar machen; ein armer Parlaments-Berichterstattter aber muß ängstlich jeden Aufsehen erregenden Krieg mit der deutschen Sprache vermeiden, wenn er nicht ums Brot kommen will, und die einzigen Beziehungen, die ihn mit dem Präsidentensitz verknüpfen, bestehen darin, daß er die schwierige Aufgabe hat, in besonderen parlamentarischen Momenten das mehr oder minder geistreiche Gesicht des Herrn Vorsitzenden zu studieren und psychologisch zu analysieren. Mit einer dieser Analysen war Herr v. Frege nicht einverstanden und mit dem Mute dessen, der die Macht zu haben glaubt, drohte er mit der Austreibung aus den heiligen Hallen des Reichstages. Sein Kollege Vallesiren läßt ihn im Stich; da verliest der wackere Kämpfer eine Erklärung des Inhalts:

„Ich bin Dein Vater Jephthes,
Und sage Dir nichts als dieses.“

Bei dem Preßgefecht natürlich große Heiterkeit, und da rafft sich Herr v. Frege zum neuen Kampfe auf; auf der etwas abgetakelten Fregatte der „Dresdener Nachrichten“ zieht er dem Feinde entgegen, die Segel geschwellt von junckerlichem Bagemut, er selbst bereit, kalte Wasserstrahlen zu entsenden und mit gepanzelter Faust in das Wespenneß zu greifen, das ihn Lachessette anhängen will. Aber der Feind läßt sich nach echter Judenmanier nicht bliden; auf das Meer des Unsinns hinaus folgt dem Kammerherrn niemand, und er muß sich begnügen, direkt auf seinen edlen Standesgenossen, den Grafen Büdler, loszustrahlen, um dann gemeinsam zu kämpfen. Allerdings, der aufgeregte Schwachsinn des Dresdener Grafen ist schon langweilig; Herr v. Frege aber ist noch immer amüsant.

Wie gut würde sich der Herr Vicepräsident bei dem Friedenskongreß ausnehmen, der nach den Berichten indistrekter Journalisten jetzt in Haag tagen soll. Das ist aber auch so ziemlich alles, was man über den Kongreß erfährt. Wenn nicht von Zeit zu Zeit die Friedensbertha die Köpfe der zivilisierten Erde mit Depeschen beglückt, so daß die Telegraphenapparate bei der bloßen Annäherung dieses Friedensapostels schon automatisch ein Loblied auf den Jaren von sich geben, dann wäre die öffentliche Ruhe und Ordnung nur noch durch das Westehen des Kongresses selbst gestört. Der Wehrauch, der da dem Frieden gespendet wurde, ist ganz gewöhnlicher Schwefelbampf, der aus den Reden der Herren da aufsteigt. Da Journalisten dafür gewöhnlich eine feine Nase haben, ist die Öffentlichkeit der Verhandlungen ausgeschlossen, ja der russische Delegierte beantragte, nicht einmal Communiqués zu veröffentlichen — wie wird Ihnen, Herr von Frege? Ideal, nicht wahr? Leider gehört ein ehemaliger „Preßengel“ selbst der Konferenz an, und so wurde der Antrag abgelehnt. Sie und da fidert also doch eine Nachricht durch, beispielsweise, daß in die Nacht dieser Tagung manchmal auch ein Lichtstrahl fällt, da der französische Delegierte, Herr Dougeois, ein ganz geschiedter Mann ist. Sind das Gehirnsackles, diese Franzosen! Auch von einem gültig beigelegten Konflikt hört man. Die bulgarischen Delegierten fühlten sich durch ihre Sitzplätze in ihren Gefühlen verletzt; da gab man ihnen die Sitze neben der türkischen Delegation. Hier sollen sich die erleuchteten Köpfe wohler fühlen — hoffentlich die anderen Körperteile auch.

An den Kongreß haben alle unterdrückten Nationen Witschriften und Denkschriften geschickt. Merkwürdigerweise haben sich die österreichischen Nationen, die ja alle nach ihrer Meinung unterdrückt sind, nicht auch nach Haag gewandt; sie fühlen sich offenbar in ihrem Weltschmerz so wohl, daß sie auf jede Art von Regierung, parlamentarisch oder unparlamentarisch, verzichten. Da man seit Jahren von Oestreich-Ungarn nichts hört, als daß dort eine „Krise“ herrsche, hat man sich nachgerade an diesen Zustand gewöhnt. Diesmal werden wieder neue Minister kommen und gehen — so lange

Oestreich seine böhmischen Feudalen hat, braucht es nicht zu fürchten, daß sich einmal kein Minister fände.

Uebrigens interessiert der ganze Handel beispielsweise die Wiener viel weniger als die neuesten antisemitischen Schimpfworte und die neuesten Litteraturskandale. Das geistige Leben dieser glücklichen Stadt spielt sich offenbar hauptsächlich im Gemeinderat und den Cafés ab. Alle paar Monate giebt es eine neue Litteraturrichtung, die sich nach Aussage eines bewährten Kenners, des Zahlkellers im Café „Größentwahn“ damit ankündigt, daß die Anhänger der alten Richtung mit den Zechschulden ausbleiben. Das neueste ist jetzt das Strolchtum in der Litteratur; wer über Geld und einen Prügel verfügt, schreibt ein Drama. Das Geld für den Theaterdirektor, den Prügel für den Kritiker, da muß es gehen. Diese Richtung wird aber bald überwunden sein von einer andern, die Stücke schreibt in der Hoffnung, daß die Cenjur sie verbieten werde; mit fünf nicht aufgeführten Dramen ist man dann ein bekannter Autor.

Bei uns in Deutschland ist das schon umständlicher; hier muß man rein Hauptmann und Hoftheaterintendant sein, wenn man dichten will; man kann sich allerdings auch den Chefredacteur des „Kleinen Journal“ zum Mitarbeiter nehmen, wenn man allein nicht den Mut hat. Dann kann man sicher sein, ein Meisterwerk geschaffen zu haben, dem alle „sich wiedergefundenen“ Bürger jubeln. Hurrah! —

Kleines Feuilleton.

gk. Nürnberger Meisterfinger-Protokolle. Die Nachforschungen von Drescher über das handschriftliche Material zur Geschichte des Meisterfingers in der Weimarer Bibliothek haben nach einem Berichte des „Euphorion“ zu reichen Ergebnissen geführt. Die authentischen Protokolle sämtlicher Singschulen der Nürnberger Meisterfinger aus den Jahren 1576—1583 und 1605—1689 wurden von Drescher zu dem Gemertbüchlein von Hans Sachs, das die Protokolle der Jahre 1555—1561 umfaßt, hinzugefügt. Nunmehr liegen uns die Meisterfinger-Protokolle von 1555—1689 mit einer Lücke der Jahre 1561—1576 vollständig vor. Diese Funde sind von großer kulturhistorischer Bedeutung. Am knappsten gehalten sind die Aufzeichnungen, die von Hans Sachs als Dichter herrühren. Bei ihm folgt dem Datum der betreffenden Singschule in der Regel eine Angabe über das vorgezeichnete Gemes. Dann kommen die Namen der Meisterfinger, die in feierlicher Singschule um den Preis gerungen haben, mit der Angabe des Tones, in dem sie sangen und der ersten Zeile des vorgetragenen Liedes. Die Gewinner der Krone und des Kranzes werden kurz genannt, worauf ein Bericht über das Zechsingen, bei dem um den Zechkranz gekämpft wird, folgt. „Auf der Schul“ durften nur Meisterfinger mit biblischen Stoffen zum Vortrag kommen, während an der „Zech“ die weltlichen Thematika stark überwogen. So trocken und knapp sind die Aufzeichnungen aber nur bei Hans Sachs. Die späteren Meisterfinger-Protokolle enthalten Angaben über das nicht so offizielle Komödien-spiel der Meisterfinger, über Stiftungen und das Inventar der Gesellschaft, sowie auch über Veruntreuungen und Zwistigkeiten innerhalb der Genossenschaft. Die Tradition beginnt zu wanken. Während früher das nur leihweis anvertraute Schulleinod, Schul- und Zechkranz die einzigen Siegespreise gewesen waren, und die Ehre des Siegers also im Vordergrund stand, werden jetzt noch andere Gaben aufgezählt, wie ein Tuch, Kämmelein, Leuchter, Messer, Zinngeshirr und dergleichen, oder auch Geld. Die früheren Ehrenzeichen kommen erst hinter den anderen Preisen und werden in manchen Fällen überhaupt als Gaben verschmäht. Die neuen Töne und ihre Benennungen werden immer unnatürlicher und gezwungener, zugleich schmizt die Zahl der Sänger immer mehr zusammen. Von 1689 an scheinen dann keine Protokolle mehr geführt zu sein. Eine andere Handschrift, die Singschulprotokolle der Augsbürger Meisterfinger enthält, war bisher so gut wie unbekannt. Es ist ein „Gemertbuch der Meisterfinger von 1609—1699“. Zum letzten Mal, wird berichtet, hat am 1. August 1701 „als an eines hoch wol edel und ehrbaren rathswahltag“ Tobias Pratsch, Mehner der evangelischen Pfarrkirche zu St. Ulrich als Kronmeister einer ehrbaren Gesellschaft der Meisterfinger das Kleinod oder die Krone wiederum zu verdingen gegeben. Pratschs „vor mal gewester lehrjung“ Johannes Ludwig errang im zweiten „Umgange“ die Krone, Johann Sommer das Kranzlein. In den Augsbürger Protokollen sind auch die Fehler hinzugefügt und spezialisiert, wie z. B. „ist von ein giaz in das andere kommen, auch sonst viel versungen“, oder „hat 2 mal gestuzt, und entlich vom stuel gesprungen“ und so fort. —

— **Gemeinhaltliches Weiberschießen.** Der „Frankf. Zig.“ wird aus Bern geschrieben: Im bernischen Emmemental hat sich bis auf diesen Tag ein Weiberschießen erhalten. Es findet abwechselungsweise in den Ortscasteln Langnau, Sumiswald und Burgdorf statt. Diese eintägigen Schützenfesten führen den Namen Weiberschießen, weil jeder Schütze, er sei ledig oder im Besitz einer Frau, verpflichtet ist, in weiblicher Begleitung beim Schießen zu erscheinen. Die am Weiberschießen sich beteiligenden Frauen und Jungfrauen ziehen im Schritt und Tritt, wie ein Verein, durch den festgebenden Ort. Die Frauen des Festorts laden sämtliche weibliche Teilnehmer zu Kaffee und Kuchen ein. Am Abend vereinigen sich die Schützen mit den Frauen und Mädchen des Festortes und ihrer eigenen Genossinnen zu einem fröhlichen Mahl. Nachher wird ein Feuerwerk abgebrannt und die ganze Nacht getanzt; nicht selten führen die Weiberschießen zu Verlobungen. Auf diesen Festen geht es um 70

gemüthlicher zu, als die meisten Teilnehmer einander persönlich kennen. Wenn etwa junge Schönen von anderen Dörfern als Gäste zum Weiberschießen eingeladen werden, werden sie abends den Schönen des Orts, und an hübschen Landmädchen ist das Emmenthal reich, vorgestellt, die dann mit ihnen tanzen. —

— Das Muscarin, das Gift des Fliegenchwammes, *Amanita muscaria* L., hat nach der „Revue Scientifique“ Le Dantec studiert. Wird der Pilz in kleine Stücke geschnitten und 12 bis 24 Stunden lang in eine Salzlösung von 30 pro Mille gelegt, dann zwischen ein leinenes Tuch gebracht und ausgebrüht, so hat er seine giftigen Bestandteile verloren; dagegen ist das Salzwasser, in welchem die Pilze gelegen hatten, stark giftig geworden. Der giftige Bestandteil des Fliegenpilzes ist nicht ein Toxalbumin, denn die Symptome der Vergiftung treten auch auf bei Injektion von abgeloßtem Salzwasser, in welchem Pilze gelegen haben. Die Vergiftungssymptome sind nicht bei allen Tieren dieselben, daraus erklärt sich die frühere Annahme, daß im Fliegenpilz mehrere wirksame Gifte enthalten wären. Die vollständige Reihe der Symptome der Vergiftung durch Muscarin, wie sie sich z. B. bei dem Hunde zeigt, ist folgende: Rötung der Bindehaut, Thränen der Augen, Speichelfluß, Erbrechen, Diarrhöe, Herz- und Pulschwäche, Sinken der Körpertemperatur; Bei dem Menschen tritt auch oft noch Delirium hinzu. Reichlicher Ausfluß von zähem Speichel aus dem Munde ist bei dem Menschen das beste Erkennungszeichen für eine Muscarinvergiftung. Tanninlösung, Jodpräparate und Olivenöl sind als Gegenmittel völlig unwirksam; auch besitzt das Serum der Tiere, welche man dem Muscarin gegenüber als immun ansieht, wie Schaf und Schwein, keine antitoxische Wirkung, dagegen wirkt das Atropin immunisierend. Sind bei einem Kranken die Vergiftungssymptome noch nicht aufgetreten, so hilft eine subcutane Injektion von schwefelsaurem Atropin, und zwar 1 Milligramm für die Erwachsenen, 1/2 Milligramm für Kinder; sind die Vergiftungssymptome dagegen schon deutlich wahrzunehmen, so mache man außer dieser Injektion mehrmals Einspritzungen von 500 Gramm einer Salzlösung von 7 pro Mille in eine Vene des Armes. — („Rutter Erde.“)

Theater.

—r. Schiller-Theater. Alexander Baron von Roberts ist ein guter Novellist, aber sein Schauspiel „Satisfaktion“, das am Freitag vom Schiller-Theater in Erinnerung gebracht wurde, zeigt den Dichter in bedenklichen Schwächezustand. Nachdem die Handlung forsch angelegt hat, verschwimmt sie in einem Meer von Thränenrüssen und nimmt schließlich einen Ausgang, der von unfeilwilliger Komik nicht allzuweit entfernt ist. Der Verfasser war preussischer Offizier und hatte als solcher, wie auch seiner Denkungsart nach, keinerlei Neigung, die marktlichen Granden dem Gelächter preiszugeben. Aber sollen wir aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, daß wir uns diesen Menschenschlag nicht entfernt so beschränkt vorgestellt haben, als er sich in der adligen Musterfamilie des Schauspielers zeigt. Das sind ja lauter Eretins, die nur deswegen bestehen können, weil ihnen als Vertreter der modernen Welt ein wahrer Jammermensch gegenübergestellt ist. Dieser Malprofessor und Duellgegner, der in der Entführung der Generals-tochter all sein bischen Mannhaftigkeit erschöpft zu haben scheint, kriecht nach wehleidigem Spreizen und Bieren feige vor dem Ehrentobez der adligen Verwandtschaft zu Kreuze, und steht nun erst, nachdem er einen harmlos verlaufenen Zweikampf ertragen, als halbwegs geduldetes Glied der hochgeborenen Familie da. Man ist nach Beendigung des Stückes im Zweifel darüber, ob der Dichter eigentlich das Duell oder seine Gegner hat verurtheilen wollen.

Die Aufführung war lobenswerth. Mit der traurigen Figur des inkonsequenten Helden fand Herr Gregori sich so gut es geben konnte, ab, und die Hauptvertreter der Welsfamilie wurden von den Herren Patry und Frohöse mit dem hier wohl angebrachten Schneid dargestellt. Grete Meyer gab die von adligen Muden besessene Frau des Professors recht sympathisch.

Geographisches.

— Ein ehemaliger Wahr-el-Ghazal-See. In Afrika herrschen, mit Ausnahme des gefalteten Atlas-Gebirgssystemes, Stufenlandschaften vor, deren gehobene Ränder zu Wallgebirgen erodirt sind. Beim Verlassen einer Gebirgsterasse ist der schiffbare Lauf der afrikanischen Ströme von Katarakten unterbrochen. Hinter den Katarakten dehnt sich auf der Terrasse ein weitverzweigtes, wasserreiches, zu Sumpfs- und Visurlationsbildungen geeignetes Flußsystem aus. Im Bulletin de la Société de Géographie de Lyon werden nach einem Bericht des „Prometheus“ die Verhältnisse der Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet des Nils und dem des Kongos, insbesondere zwischen den Beden des Wahr-el-Arab und des Abonni, erläutert, und es wird darauf hingewiesen, daß in der Wahr-el-Ghazal-Provinz des Sudans früher ein ausgedehnter See vorhanden gewesen sei. Der Abfall der Wasserscheide nach dem Nil ist felsig und fast unfruchtbar, die oberflächliche Humusschicht ist dort ohne Bedeutung. Die Bäche führen nur periodisch Wasser, und die Wassermenge von Flüssen, wie Bibi, Sopo, Bisi, schwankt zwischen fast gänzlicher Leere und einer Fülle von oft mehr als 2000 Kubikmeter in der Minute. Weiter nach Norden haben überhaupt nur noch die stärksten Wasserabern ein eigentliches Flußbett. Die besonders in den Sommermonaten Juli bis September sehr zahlreichen Bäche und Aminsale irren ohne festes Bett durch die Ebene, wie auf der Suche

nach einem günstigen Gefälle. Im Dinka-Lande, wo man sich mehr und mehr der Mitte des Wahr-el-Arab-Bedens nähert, bildet die Ebene während der Regenzeit ein ungeheures Sumpfland, das sich während der trockenen Monate in eine dürre Gegend ohne einen Tropfen Trinkwasser verwandelt. Infolge dessen ist das Land zur Höhe der nassen und zu der der trockenen Jahresperiode für Reisende unpassierbar, während die einheimischen Viehherden dadurch zu einem periodischen Hin- und Herwandern gezwungen sind. Dieses ganze Gebiet, einschließend der vom Sopo, Dolon, Nadjia, Boro, Bisi und Kurru durchflossenen Ebenen, bestand einst aus einer ausgedehnten Landseebepression, die stets mit Wasser bedeckt war. Durch die jahrhundertlange Thätigkeit des abfließenden Wassers wurde das Ausfluthor in den Felsen-schranken am Nil nach und nach tiefer gegraben, und damit sank das Wasser langsam im oberen Beden. Zugleich schwenkten die Regengüsse die organischen Rückstände unaufhörlich nach dessen Mitte und ließen das höher gelegene Gelände nackt, dürr und wild zurüd. —

Aus dem Tierleben.

— Das Fehlen des Aales im Donaugebiete hat nach Hofer nicht eine geographische, sondern eine sehr natürliche physikalische Ursache. Der Aal verläßt sein Larvenstadium (als Leptocephalus) bekanntlich im Meere, und zwar nach Grassi und Calandrucio in einer Tiefe von etwa 500 Meter. In dieser Tiefe ist aber das Schwarze Meer seines Schwefelwasserstoffes wegen unbewohnbar für lebende Wesen. Eine Fortpflanzung des Aales im Gebiete des Pontus wird dadurch zur Unmöglichkeit, und dies paralytirt das Einwandern sowohl als die Ansiedlungsversuche. —

Humoristisches.

— Im Eifer. Redner: „... Dieses Zutrauen, meine Herren, dürfen Sie zu mir haben, daß ich meine Bestimmung nicht, wie ein Hemd, alle sechs Monat' wechsle!“ —

— Individuelle Auffassung. Bauer (am Amtsgerichte den robussten Anwalt der Gegenpartei erblickend, zu seinem Anwalt): „Herr Dolta, ich mein', wir geh'n wieder — gegen den dort san wir zwei z'ischwa ch!“ —

— Bekanntmachung am Bahnhofe einer Vicinalbahn. „Da unser Beschwerdebuch voll ist, wird dem verehrlichen reisenden Publikum nahegelegt, fernerhin Einträge zu unterlassen; jedoch kann bei besonderen wichtigen Fällen die betreffende Beschwerde, welche jedenfalls schon einmal eingetragen ist, unterzrichen werden.“

Bei Sturmwind und an „kritischen Tagen erster Ordnung“ verkehren keine Züge.“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Joseph Lauffs neues Drama „Eisenbahn“ wird im nächsten Winter auch den Berlinern als eine der ersten Neuheiten des Schauspielhauses besichert werden. —

— „Die Heimatlosen“, Max Halbes Drama, sowie Drehers „Winterschlaf“, „Drei“, „Eine“, „In Behandlung“ und „Grohmama“ wurden für Schweden und Norwegen erworben. —

— Von Max Schillings, dem Komponisten der „Jugwelve“, ist eine neue Oper „Der Pfeiffertag“ fast vollendet. —

— „Berlin lacht“ ist der Titel einer Novität, welche das Metropol-Theater am 1. Juni zur Erstaufführung bringen wird. Die von Julius Freund verfaßte und von Julius Einödschhofer komponierte Novität wird „dem Publikum nochmals alles vorführen, worüber Berlin in der letzten Saison gelacht, worüber es gestaut und was uns interessiert hat.“ —

— Acht farbige Ansichtskarten mit Bildern teils heiteren teils ernsteren Inhalts sind bei J. H. W. Dieß Nachf. in Stuttgart erschienen. —

— Die französische Tiermalerin Rosa Bonheur ist in ihrer Villa bei Fontainebleau im Alter von 77 Jahren gestorben. Am 22. März 1822 in Bordeaux geboren, erregte sie bereits mit 19 Jahren durch zwei kleine Tierstücke in ihrer Vaterstadt Aufsehen. Ihr Ruf stieg durch das Bild „Die Rinderheerde“, das im Pariser Salon 1848 zur Ausstellung gelangte, sowie durch das Bild des folgenden Jahres „Die pflügenden Oajsen“. „Der Pferdemarkt“ war 1853 das Hauptbild des Pariser Salons und wurde von der Londoner Nationalgalerie angekauft. Auch das Luxemburg-Museum besitzt mehrere der zahlreichen Werke ihrer Hand. Ihrem künstlerischen Charakter nach stand sie im Zusammenhang mit den Meistern der Schule von Barbizon. Sie ist aber der künstlerischen Entwicklung zur Freilichtmalerei in den letzten Jahrzehnten mit offenen Augen gefolgt. Ihr Stil war außerordentlich sachlich und nüchtern, ihre Farbe glänzend, aber trocken. Der Wert ihrer Bilder liegt in der scharfen und charakteristischen Darstellung des Tierlebens, der Fein- landschaftlicher Stimmungsmalerei geht ihnen ab. —

— Die Porosität des Stahls wurde, nach einer Mittheilung der „Mutter Erde“, durch Versuche mit hohem Wasserdruck auf der Universität Washington festgestellt. Man setzte Stahlplatten von 6 Millimeter, 3 Millimeter, 1,59 Millimeter und 0,79 Millimeter Dicke unter einen Wasserdruck von 42 181 Kilogramm per Quadratdecimeter und konstatierte, daß nirgends das Wasser durchgedrungen war